

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 21.

Freitag, 22. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wieder dachte Hurlington nach.

„Noch etwas, Frau Peterson. Ich will feststellen, ob man tatsächlich im Badezimmer so schwer hören kann, was hier vorgeht, oder ob vielleicht nur Ihr Gehör minder gut ist! Führen Sie den Sergeanten ins Badezimmer. Pool, sagen Sie uns nachher, was Sie gehört haben!“

Frau Peterson ging voran, und Hurlington und die andern suchten wieder das Mordzimmer auf. Inspektor Curwood mußte laut sprechen, rufen, singen und schreien. Dann ließ Hurlington Pool wieder holen.

„Run?“ fragte der Oberinspektor.

„Ich habe nur einmal etwas gehört. Das klang wie Schreien!“

„Protokollieren Sie das!“ befahl Hurlington dem Sergeant Bloom.

Ein Polizist trat ein und meldete, daß ein Sergeant mit zwei Polizeihunden eingetroffen sei.

„Soll warten!“ entschied Hurlington.

„Und jetzt, Frau Peterson, eine wichtige Frage. Nach dem Poltern, das Sie hörten, als Sie das Badezimmer verließen, hörten Sie gar nichts mehr? Keine Schritte eines fliehenden Menschen, kein Türenschlagen, gar nichts?“

Frau Peterson sagte mit entschiedenem Ton:

„Nichts, Herr Oberinspektor, so sonderbar es ist. Ich hörte gar nichts mehr.“

Hurlington wunderte sich sehr.

„Wirklich sonderbar! . . . Noch etwas, dann dürften wir fertig sein. Wer war noch im Hause, als der Mord geschah?“

Frau Peterson verstand die Frage nicht.

„Ich meine, die Hausleute, die Bediensteten!“ erklärte Hurlington.

„Ach so! Die beiden Deaks, die Portiersleute! Aber die haben gar nichts gehört, sie . . .“

„Ist gut, Frau Peterson! Ich glaube, es wird das Beste sein, Sie gönnen sich jetzt Ruhe . . .“

Frau Peterson verließ schluchzend den Raum.

„Jetzt herein mit den Hunden!“

Eine Frage jagt durch die Drähte.

„Ah, Sie sind's, Warren!“

Der Oberinspektor war erfreut. Mit Warren arbeitete er gern zusammen. Das war ein intelligenter Polizist, der mit den Hunden große Erfolge erzielte.

„Hören Sie, Warren“, erklärte Hurlington, „hier geschah ein Mord, und diesen Verbandsfaden fand ich auf einem Haken vor dem Fenster. Das Fenster stand offen. Es wäre denkbar, daß der Mörder den Fluchtweg durchs Fenster genommen hat. Und es wäre auch denkbar, daß er den Faden verloren hat. Riecht stark nach Tod, was?“

Hurlington hatte während seiner Rede die Metallschachtel geöffnet und das gefundene Verbandsstück vorsichtig gezeigt.

„Fand man im Garten Fußspuren?“ fragte Sergeant Warren.

„Wir waren noch gar nicht unten. Wir sind eben mit dem ersten Verhör fertig geworden.“

Hurlington drehte sich zu Curwood.

„Ich glaube, es ist jetzt Zeit, mit Professor Grunt zu sprechen. Lassen Sie sich mit Professor Sinclair verbinden, und verlangen Sie Grunt an den Apparat. Ich will dann selbst mit ihm sprechen!“

Hurlington winkte den andern.

„Gehen wir wieder ins Nebenzimmer und lassen wir Warren mit seinen Hunden allein. Die Schachtel lasse ich da. Ich bin neugierig, was die Hunde zu der Sache sagen werden!“

Curwood verschwand durch die eine Tür und Hurlington mit Bloom, Pool und dem Photographen durch die andere.

Nach zwei Minuten rief Curwood den Oberinspektor an den Apparat.

Mit raschen Schritten begab er sich zum Telefon.

Er sprach nur wenige Sätze. Doch war es Curwood nicht entgangen, daß Hurlington in einer Phase des Gesprächs verwirrt zusammengekniffen war.

Beide gingen wieder zu den andern.

Hurlington winkte Pool.

„Schreiben Sie ins Protokoll: . . .“

Er zog die Uhr, sah auf das Zifferblatt und diktirte:

„um zehn Uhr vier rief Oberinspektor Hurlington bei Professor Sinclair an und ließ Professor Grunt, der bei ihm zu Besuch war, an den Apparat rufen. Hurlington verständigte den Bräutigam Mary Weels mit folgenden Worten von der Ermordung seiner Braut: „Hier Oberinspektor Hurlington von Scotland Yard. Herr Professor, ich habe die traurige Pflicht, Ihnen von einem gräßlichen Unheil Mitteilung zu machen. Ihre Braut wurde . . .“ Bevor Hurlington vollendete, unterbrach ihn Professor Grunt mit der Frage: „ . . . erwürgt?“ . . . Haben Sie, Pool?“ „Sawohl, Herr Oberinspektor; unterbrach ihn Professor Grunt mit der Frage: . . . „erwürgt?““

Eine unerwartete Antwort.

„Jetzt will ich die Hausleute vernahmen!“ sagte Hurlington nach einer kleinen Kunstpause.

Er verhörte das Ehepaar Deak gesondert.

Aber was die beiden wußten, war völlig unerheblich. Sie hatten nichts gehört und nichts gesehen. Das einzige, was an positiven Aussagen aus den alten Leuten herauszukriegen war, bildeten die Wahrnehmungen von Ankunft und Abfahrt Professor Grunts. Und diese Daten stimmten mit Frau Petersons Mitteilungen überein.

Eben trat Frau Deak vom Schauplatz ab, als Sergeant Warren kam.

„Run“, sagte Hurlington, „wenn Sie so rasch Meldung machen, dürfte es kaum ein befriedigendes Resultat geben. Was für Hiobspost haben Sie?“

„Mit dem Felsen scheint es nicht zu stimmen, Herr Oberinspektor. Die Hunde hatten Witterung genommen, liefen hundertmal im Kreis herum, blieben aber ganz ruhig. Sie fanden keine Spur. Ich war auch im Garten mit ihnen und rings um das Haus herum. Vielleicht hat der Wind das Stückchen Verbandszeug gegen das Fenster geweht.“

Hurlington war enttäuscht.

„Kann auch sein, Warren. Ist es aber auch manchmal vorgekommen, daß die Hunde nicht wollten? Einfach keine Lust hatten?“

Warren dachte nach und meinte:

„Doch. Kam auch schon vor. Aber in diesem Falle wollte ich meine Hand ins Feuer legen, daß die Hunde die Spur verfolgt hätten, wenn sie nur richtig wäre.“

Man hörte das jähe Bremsen eines Autos vor dem Hause.

„Das wird Professor Grunt sein“, mutmaßte der Oberinspektor.

Wenige Augenblicke später trat ein Polizist ins Zimmer.

„Ein Herr Professor Grunt will durch die Sperre, Herr Oberinspektor!“

„Durchlassen!“ befahl Hurlington.

Er schritt aufgeregt einige Male im Zimmer auf und ab, dann sagte er:

„Ich will allein mit ihm sprechen!“

Die Polizeileute verließen den Raum im gleichen Augenblick, in dem Professor Grunt zu einer anderen Tür, ohne anzupochen, eintrat.

Er war bleich wie der Tod und hielt sich nur mit Gewalt aufrecht.

Hurlington schob ihm einen Sessel hin, machte eine flüchtige Verbeugung und sagte nebenbei:

„Oberinspektor Hurlington. Setzen Sie sich, Herr Professor, und sprechen Sie gar nichts. Ich weiß, wie Ihnen zumute sein muß.“

Grunt neigte den Oberkörper steif nach vorn. Ein fiebriges Zittern ging durch seinen Körper, dann fragte er:

„Kann ich Mary noch einmal sehen?“

„Ja!“

Hurlington sagte es und ging Grunt voran.

Aber Grunt hatte nur einen kurzen Blick auf die Tote geworfen, als Hurlington, der ihn genau beobachtete, sah, wie er zu wanden begann.

Der Oberinspektor war flink bei ihm und ließ ihn in seine Arme gleiten. Im Fallen noch kam es leise aus Grunts Mund:

„Darling Darling!“

Hurlington führte ihn wieder ins andere Zimmer und beseufzte ihm die Stirn mit kaltem Wasser.

Grunt schlug die Augen wieder auf.

„Es ist nicht nur das“, meinte er vergrämt, „ich bin ein wenig übermüdet.“

Er gehört zu jenen Männern, die körperliches Zusammenklappen für etwas Unentschuldbares halten, dachte Hurlington. Da fiel ihm ein, daß er von Grunt etwas Wichtiges erfahren wollte. Er entschloß sich zu einem Frontalangriff.

Er wartete ruhig, bis Grunt wieder etwas Farbe ins Gesicht bekommen hatte. Dann sagte er vorsichtig und langsam:

„Woher wußten Sie, Herr Professor, gleich bei meinem Anruf, daß Ihre Braut erwürgt wurde?“

Er sah in Grunts Gesicht. Die Frage brachte ganz gegen seine Erwartung keine Erregung in die bleichen Züge. Die Antwort erfolgte ohne Zögern:

„Darüber wird Ihnen Oberinspektor Tudor von Scotland Yard die beste Auskunft geben. Er war dabei, wie ein Mann den Mord an Mary Weel für heute ankündigte.“

Tudor rennt aus dem Zimmer.

Hurlington wollte mehr erfahren, aber Grunt lehnte es ab, weitere Mitteilungen zu machen.

„Was nützt dies alles jetzt, wo es geschehen ist. Entschuldigen Sie, aber ich bin so konfus, daß ich keinen richtigen Satz mehr zusammenbringe.“

Hurlington sah die Zwecklosigkeit ein, den völlig Zerrütteten mit Fragen zu bestürmen.

„Morgen stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung“, hatte Grunt müde hinzugefügt, „aber jetzt will ich heim. Ich will allein mit mir sein... ich muß mich doch ans Alleinsein gewöhnen — nicht wahr?“

Hurlington begleitete den Bedauernswerten zur Tür.

„Haben Sie Ihren Chauffeur mit, Herr Professor?“ fragte er noch, als er schon Grunts Hand zum Abschied drückte.

Der Gefragte verneinte.

„Ich will Ihnen einen von meinen Leuten mitgeben, damit Sie sicherer heimkommen!“ sagte Hurlington.

Grunt nahm das Anerbieten dankbar an.

Der Wagen mit dem Professor war fort.

Der Oberinspektor eilte zum Telephon und ließ sich mit Scotland Yard verbinden. Aber der Mann, den er zu sprechen wünschte, war nicht anwesend.

Tudor war vormittags nach Dover gefahren und war noch nicht zurück.

Hurlington traf eilig alle notwendigen Verfügungen, die Mordstelle betreffend, und stieg in den Dienstwagen.

Fünf Minuten, nachdem er in seinem Arbeitszimmer angelangt war und während er beim Studium des Protokolls gerade einige Notizen machte, wurde ihm der Befehl überbracht, dem Chef Meldung zu erstatten.

Um halb eins stand er vor Beard und berichtete.

Es war fast ein Uhr, aber Hurlington war noch nicht zu Ende. Um ein Uhr gab das Telephon Signal. Beard hob den Hörer ab und sagte zwei Sekunden später:

„Für Sie, Hurlington!“

Hurlington ging an den Apparat. Die Nachricht war erfreulich.

Die daktyloskopische Abteilung meldete, daß die photographierten Fingerabdrücke polizeilich bekannt seien.

Beard nickte zufrieden, als er es erfuhr.

„Wie heißt der Mann?“

„Bill Haskin. Er wurde erst gestern früh aus Dartmoor entlassen. Totschläger.“

„Glänzend“, meinte Beard, „veranlassen Sie sofortige Verständigung aller Posten. Sie wissen, Laufzettel mit Photo und so weiter. Wenn alles gut geht, haben wir ihn morgen. Vergessen Sie übrigens nicht, auch die Zeitungen mit Bildern zu versorgen.“

In diesem Augenblick betrat Oberinspektor Tudor das Zimmer.

„Haben Sie schon gehört, Tudor, daß die Mary-Weel-Sache aufgeklärt ist?“ fragte Beard gutgelaunt.

„Ich komme direkt aus Dover und weiß noch nichts von einer Mary-Weel-Sache, Chef! Außer, daß ich gestern dabei war“, leckte er verwundert hinzu, „wie ein Kerl drohte, sie umzubringen.“

„Das sagte Professor Grunt auch“, erwähnte Hurlington nachdenklich, und fügte erklärend hinzu, „heute wurde nämlich Mary Weel ermordet...“

Tudor packte ihn am Arm.

„Erwürgt?“ fragte er atemlos.

„Erwürgt“, erwiderte Beard, dem die Erregung Tudors nicht auffiel, „und Hurlington fand Fingerabdrücke des Mörders. Man stellte bereits fest, wer es gewesen ist.“

„Wer?“ fragte Tudor und blickte gespannt auf den Chef.

„Wie heißt er schnell?“, fragte Beard.

„Bill Haskin“, antwortete Hurlington ziemlich zufrieden mit seiner Arbeit.

Die Wirkung dieser zwei Worte war überraschend.

Oberinspektor Tudor griff sich mit einer wilden Bewegung ans Kinn, dann rannte er aus dem Zimmer, ohne den Chef eines Grußes zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Narrenrecht und Narrenweisheit.

In dem großartigen Gemälde, das Gerhart Hauptmann von der Nachkriegszeit entwarf, hat er Till Eulenspiegel zum Helden gemacht. Der Narr ist letzten Endes der wahre Weise, der den bunten Mummenschanz und tollen Spuk irdischen Seins durchschaut und durch sein befreiendes Lachen mit ihm fertig wird. Zu allen Zeiten haben die Völker und die Menschen in Zeiten der Not und drückender Sorge sich in das Reich des Humors geflüchtet, haben von jenen scheinbar einfältigen und naiven Geistern gelernt, die sich mit einem Witz, mit einem Schwanke aus allen üblen Lagen zu retten wußten. So hat besonders den Deutschen Narrenwesen und Narrenweisheit in bösen Tagen rettend zur Seite gestanden. Die genialen Führer, ein Luther oder Bismarck, entbehrten nicht solch einer närrischen Ader, und die eifervollen Prediger und Dichter in den Stunden der Trübsal, haben sich die Schellenkappe aufgesetzt, weil sie wußten, daß ihr helles und aufrüttelndes Klingeln die Hörer herbeilockt. So taten ein Fischart und Abraham a Santa Clara, ein Wilhelm Raabe und ein Wilhelm Busch. Ja, wir haben sogar eine Narrenzeit im Jahre, die Faschingszeit, in der die Roborde der guten Laune losgelassen werden und sich austoben dürfen, und man sollte auch heute dem Karneval sein Recht zugestehen, da er gerade in dunklen Zeitaltern herzhafte und ermutigend wirkt. Die Feier der Fastnacht, des „Krauttags der Narren“, erreichte in Deutschland ihre Höhe und bürgerte sich recht eigentlich ein, als in einer geschichtlichen Wendzeit, die der unsrigen in manchem entspricht, die gequälte Menschheit im Narrentum ihre Zuflucht und einen Ausweg suchte. Man hat diese Übergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit im 15. und 16. Jahrhundert das „Narrenzeitalter der Deutschen“ genannt. Damals war es keine Schande, ein Narr zu sein, sondern die Klügsten führten die Narrenprozesse; Narrenvereine, Narrenfahrten, Narrenfeste und Narrenspiele kamen damals in Aufnahme, und durch das ganze Land dröhnte das große Lachen, das freilich manchmal wie ein Verzweiflungsschrei klang. Aus dem Volke, das sich sein Vergnügen nicht rauben läßt und in schweren Zeiten in Lustbarkeiten erst recht ein Gegengewicht sucht, entstand diese Verherrlichung, ja Verklärung des Narren.

Der deutsche Fastnachtstarr, der in den Fastnachtsspielen den buntschneidigen Reigen lächerlicher Gestalten anführt, war eigentlich der Nachfolger des dummen Teufels, der als komische Figur in den geistlichen Spielen für das Lachen hatte sorgen müssen, aber in diesem Narren leben doch auch noch heidnische Gestalten fort, die Dämonen, die zur Winterszeit mit dem wilden Jäger die Gemüther der alten Germanen erschreckten, und in so manchen Fastnachtsspielen regt sich noch etwas von der ursprünglichen Furchbarkeit dieser grotesken Geister. Es ist ein gewaltiger Sieg, den der Volksglaube über die dunklen und graußigen Mächte des Lebens errang, als er sie zu Narren und Spaszmachern stempelte. In den Wochen, die dem Frühjahr vorangehen, in denen der Fruchtbarkeitszauber besondere Macht gewinnt, da fanden Umzüge statt, in denen die Bilder der Götter herumgeführt wurden, und die ausgelassenen Fastnachtsszenen sind letzte Reste solcher heidnischen Prozessionen, bei denen das Narrenschiff oder der Narrentarren an die Stelle der einstigen Fahrzeuge der Götter getreten ist. So war dem Narren trotz seiner lächerlichen Maske eine gewisse Würde eigen; man brachte ihm Verehrung dar, hörte auf sein Wort, gab ihm Rechte. Diese Entwicklung zeigt sich in der Geschichte der Hofnarren, die schon aus dem orientalischen Altertum stammen. Die Stellung der Narren wurde zu einem mächtigen Hofamt, das bestimmten Persönlichkeiten verliehen wurde. Kaiser Karl V. hatte einmal gesagt: „Ein jeder Fürst muß zwei Narren haben, einen, den er ärgert, und einen anderen, der ihn ärgert.“ Damit ist die doppelte Rolle des Hofnarren ausgedrückt: er soll einerseits seinen Herrn und die ganze Gesellschaft belustigen, andererseits aber gibt ihm seine bevorzugte Stellung das Recht, den Großen der Erde die Wahrheit zu sagen, sie zu warnen und zu beraten. So standen denn Narren doch im Kurs, und im Sprichwort werden die Narren „der Fürsten Prediger“ genannt, die Recht behalten. Berühmte Hofnarren haben in den Gang der Geschichte eingegriffen und Ruhm gewonnen, wie der treue Narr Kaiser Maximilian, Kunz von Rosen, oder der „lustige Rat“ Franz I. von Frankreich, Tripole. Bald mußte jeder Edelmann seinen Narren haben, an dem er nicht nur seine Launen ausließ, sondern der auch sein Lehrer und Freund war. Die melancholische Weisheit und der geniale Witz der Narren Shakespeares zeigt dieses Narrenwesen auf der Höhe dichterischer Schönheit und erhabener Bestandschauung. Auch Narren gab es, die ihre besondere Kleidung hatten und besonders im Dienste der Damen standen. Katharina von Rußland

hatte noch zwei berühmte Hofnarren, die hoch bezahlt wurden. Dieses offizielle Narrentum hat sich noch durch das 18. Jahrhundert erhalten. Am Münchener Hofe gab es 1785 drei Spaszmacher aus Tirol, die sich ungeschert ihrer Narrenfreiheit bedienten, und am spanischen Hofe ist das Narrentum bis ins 19. Jahrhundert erhalten geblieben. Im Volke aber behielt der Narr die Herrschaft, die er im Zeitalter der Reformation erlangt hatte, in mannigfachen Gestalten weiter bei. Er flüchtete sich in die Dichtung, aufs Theater, ja sogar auf die Kanzel, und noch der Hofprediger Schupp rief aus, er möchte wohl Amt und Recht des Narren haben, um den Fürsten die Wahrheit zu sagen. Auf der Bühne herrschte der Hanswurst, den Luther aus der Taufe gehoben hatte, und hat sich trotz des Feldzugs, den Gottsched gegen ihn führte, in seiner urwüchsigen Kraft erhalten, mag er nun als Kasperl oder Clown auftreten, als „dummer August“ oder als beliebter Komiker. So leben Narrenrecht und Narrenweisheit noch heute fort, und ihrer segensreichen, ablenkenden, befreienden und ermutigenden Wirkung dürfen wir in der Narrenzeit des Jahres, beim Karneval, nicht ganz vergessen.

Die Brautferie.

Erzählung von Philipp Franz.

Sie lehnte am Tore ihres väterlichen Gehöftes, als die Landjäger den Sohn des Wildhofbauern, der im begründeten Verdacht des Wilderns stand, vorüberführten, um ihn in das Kreisgefängnis einzuliefern. Mit verängstigten Augen schaute sie nach dem Gefesselten hinüber, der aufrecht und stolz, als sei nichts geschehen, zwischen seinen Begleitern schritt. Seine wilden schönen Augen, die sie so sehr geliebt hatte, erwiderten ihren Blick. Dann brach sie bewußtlos zusammen.

Wochenlang rang sie mit dem Tode. Aber es war nicht möglich, die Kranke dem Leben zu erhalten, in dem sie so viel Schmerzen um ihre junge wilde Liebe erduldet hatte.

In dieser Gegend unseres Vaterlandes ist es Brauch, verstorbenen Jungmännern und Jungfrauen bei ihrer Beerdigung eine mit weißer Schleife verzierte Kerze voranzutragen. Man vermählt durch diese Zeremonie die Verstorbenen gewissermaßen dem Himmel. Auch der Sarg ist weiß und je nach Rang und Verhältnissen der Angehörigen verziert. Nun war der Mooshofbauer nicht allein der wohlhabendste, sondern auch der angesehenste Mann des Dorfes. Er konnte also seiner Lisbeth eine besonders prunkvolle Leichenfeier rücken.

Es war ein schier endloser Zug, der sich unter dem Klang einer sanften feierlichen Musik von dem Mooshof hinauf zu den Linden des Kirchleins in Bewegung setzte, dessen ummauerter Hof die Begräbnisstätte des Dorfes war. Die Spitze des Zuges hatte bereits den Eingang erreicht, als sich etwas ereignete, wodurch die Teilnehmer in nicht geringer Aufregung versetzt wurden. Ein sonnenbrannter, wild aussehender Mensch durchbrach die Reihen der Zuschauer und mischte sich unter das Geleite. Er nahm seinen Platz unmittelbar hinter dem Sarg, und sein braunes Gesicht zeigte so viel Entschlossenheit, daß der Mooshofbauer, der sich, als der Erste im Gefolge, so plötzlich verdrängt sah, nicht wagte, den Eindringling zurückzustößen. Majestätisch, mit gestreckten Gliedern, schritt der junge Wildhofbauer hinter dem Sarge her.

Wo war er hergekommen? Man hatte von seiner Flucht aus dem Untersuchungsgefängnis gehört. Und daß die Landjäger der ganzen Gegend aufgeboten waren, um nach ihm zu fahnden. Aber bis jetzt hatte es seiner vermocht, sein Versteck auszufundasthen. Und in dem ganzen Gefolge war nicht einer, der es unternommen hätte, die Hand nach ihm auszustrecken, die Heiligkeit dieser Feier durch irgend eine feindliche Handlung zu stören.

Als die sechs jungen Männer, die den goldverzierten weißen Sarg trugen, ihre Last an dem offenen Grabe absetzten, äußerte der Flüchtling den Wunsch, die Tote noch einmal zu sehen.

Man mußte ihm willfahren.

Und nun konnte man begreifen, weshalb die Verstorbene diesen wilden Mann so sehr geliebt hatte. Als man den Sargdeckel abgeschraubt hatte, und die aus Gewölfe hervorbrechende Sonne das wie mattes Elfenbein schimmernde Gesicht der Toten überstrahlte, die, in ein weißes Gewand gehüllt, friedlich in dem weißen Sarge lag, ging mit dem Sohn des Wildhofbauern eine seltsame Veränderung vor. Seine harten Züge nahmen einen Ausdruck außerordentlicher Zärtlichkeit an, in seine Augen trat ein stiller, stetiger Glanz. Er beugte sich herab und küßte die bleichen Lippen der Toten wie etwas Heiliges, Gottgeweihtes.

Dann trat er zu der Gespielin der Verstorbenen. Das Mädchen, ganz in Weiß gekleidet, trug die Brautkranz. Er nahm sie der Freundin der Toten aus den Händen und trug sie in das Kirchlein, um sie am Altar niederzulegen.

Dann schwang er sich über die Mauer.

Einige Wochen später erhielt der alte Bildhofsauer aus einer australischen Hafenstadt einen Brief von dem Entflohenen.

Der Sohn hatte sein halbes Leben in den weiten Wäldern seiner Heimat zugebracht. Er hätte es nicht ertragen, hinter Gefängnismauern zu schmachten. Sein Fuß verlor sich in den australischen Steppen.

Welt u. Wissen

Wie alt wird ein Zeitungsblatt? Die Zeitungswissenschaft, die in letzter Zeit einen so hohen Aufschwung genommen hat, legt besonderen Wert auf die Aufbewahrung der Zeitungen, die eine so wichtige Wissensquelle bilden, aber in unseren Zeiten des Holzpapiers ist das Zeitungsblatt einem frühen Untergang geweiht, und man verbricht sich leicht, nicht nur bei uns, sondern auch in England und Amerika, den Kopf, um das beste Verfahren herauszubekommen, das der Zeitung ein langes Leben sichert. In dem Regierungslaboratorium der Vereinigten Staaten sind nun Untersuchungen angestellt worden, die sich mit der gegenwärtigen Lebensdauer eines Zeitungsblattes beschäftigen. Dabei kam man zu dem traurigen Ergebnis, daß alle amerikanischen Zeitungsblätter, die in den Jahren 1873 bis 1927 gedruckt wurden, dem raschen Untergang geweiht sind. In der Zeit von 1870 bis 1873 vollzog sich nämlich der Übergang von dem Baumwoll- und Leinenfaserpapier zu dem Papier, das aus Holz, aus Stroh oder Gras hergestellt wurde. Diese Erzeugnisse besitzen aber keine längere Dauer. Erst im Jahre 1927 entschlossen sich einige Zeitungen, die auf ein langes Fortleben Wert legten, einige Stücke auf Lumpenpapier abzugeben, und diese kommen in die öffentlichen Bibliotheken, wo sie Jahrhunderte überdauern werden. Für die Lebensdauer der Zeitung ist entscheidend, welches Verfahren der Papierfabrikation angewendet wird. Auch Lumpen- und Leinenpapier zerfällt sehr rasch, wenn es trocknet, bevor eine chemische Reinigung erfolgt ist. Unter den verschiedenen Verfahren, die zur Erhaltung des modernen Papiers vorgeschlagen wurden, wird als die beste empfohlen, auf die Zeitungsseiten der einzelnen Bände mit Stärke festes japanisches Seidenpapier aufzulegen. Auf diese Weise verleiht die New Yorker öffentliche Bibliothek den von ihr bewahrten Zeitungen Dauer. Aber diese Methode ist recht kostspielig. Was eigentlich den raschen Zerfall des Papiers hervorruft, weiß man noch nicht genau. Die meiste Schuld tragen wohl die Unreinheiten, die bei der chemischen Behandlung übrig bleiben.

Neue Bücher

* Oskar Maria Graf: „Solwieser“, Roman eines Chemanns. (Dreimasken-Verlag, München.) Am Beispiel des Kaver Solwieser schildert Oskar Maria Graf die Tragödie eines ehrlichen Bürgers und Stationsvorstehers, der seiner Ehefrau gegenüber in Höflichkeit gerät und weil er ein anständiger Kerl ist und das Geschwätz der Kleinstadt fürchtet, in Schuld fällt und daran zu Grunde geht. Dieser Solwieser ist ein rein passiver Held. Er und sein Schicksal würden uns nicht so sehr interessieren, wenn er nicht der Mann einer Frau wäre, deren unheimliche Vitalität die Handlung vorwärts treibt und die Konflikte veranlaßt. Diese Hanni hat ihre große Vorgängerin schon bei Flaubert in der „Madame Bovary“; in der bayerischen Kleinstadt richtet sie mit der schrankenlosen Entfaltung ihres Trieb- lebens erhebliche Verwirrungen an, deren Opfer schließlich der Mann wird. Mit der anregenden Schilderung des Kleinstadtlebens weiß Graf, wie immer, eine fesselnde Charakteristik, der die Handlung belebenden Personen zu verknüpfen. Neben der Tragik des Geschehens steht die Komik der verschiedenen Situationen, die Farbe und lebendige Bewegung in die Handlung bringen.

* Fred Schwarz: „Bahn frei für Babette“. Ein lustiger Wintersport-Roman. (Verlag der Zeit-Romane, Berlin — Deutsche Vereins-Druckerei AG., Graz.) Ein Roman, in dem es von bunten Kostümen, reizenden Mädchen und Frauen, sonnengebräunten Männern und Jünglingen nur so wimmelt. Mittag über den Schneefeldern! Welches Sti-

fahrsers Herz laßt da nicht, wenn er daran denkt! Wenn er sich der Schneestürme erinnert, da drohen in den Bergen! Der Hütten, in denen es keine Sünde gibt außer der: Nicht Skilaufen zu können! In diese lachende, sonnenscheinende, strahlende Welt führt dieser kleine Roman, in dem Skiföring und Ecodail, Bobisfitten usw. nicht fehlen.

* Fr. Sieburg: „Die rote Arktis“, Malignus empfindsame Reise. (Frankfurter Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.). Während der „Graf Zeppelin“ im Juli vorigen Jahres zur Arktisfahrt startete, befand sich Friedrich Sieburg, der bekannte Schriftsteller und Auslandsjournalist, auf dem russischen Eisbrecher „Malignus“, der das Lustschiff bekanntlich im hohen Norden erwartete. Sieburg glaubte Europa den Rücken zu kehren, und wird gerade in den grandiosen Eindrücken des Nordens durch die erregten Debatten mit den Schiffsfahrten vor die Frage Bolschewismus oder Europa gestellt. Interessante Menschen, merkwürdige Jagderlebnisse und viele tragikomische Vorfälle geben dieser Aussprache, die uns alle betrifft, Glanz, Farbe und Spannung.

* Mja Ehrenburg: „Die Traumfabrik“. Chronik des Films. (Malit-Verlag, Berlin.) Ehrenburg, der im „Leben der Autos“ und in dem Buche „Die heiligsten Güter“ die Romane der großen Interessen schrieb, die Wirtschaft und Politik mehr beeinflussen als die Menschen, die sich um eine Ordnung der Dinge bemühen, unterzieht hier den Film, der sich ja in schwindelndem Tempo zu einer der größten Industrien unserer Tage entwickelte, einer geistvoll fesselnden Betrachtung. Am Beispiel der amerikanischen Filmgewaltigen, die das Angenehme mit dem Nützlichen vereinend, die ganze Filmherzeugung gleichzeitig ökonomischen und weltanschaulichen Zielen unterwerfen, beleuchtet er das Werden und Wirken der amerikanischen Filmtrübs und ihrer Beherrscher. Der Ausdruck künstlerischer Kräfte und Gedanken, den Handlung, Spiel und Regie zur Darstellung bringen sollen, wurde zur Fließbandarbeit rationalisierter Traumfabriken, die eine große Errungenschaft menschlichen Geistes unter kapitalistischen Bedingungen in ihrer Entfaltung und Entwicklung hemmt, sagt Ehrenburg, der seine Auffassung mit zahlreichen interessanten Beispielen belegt.

* Curzio Malaparte: „Der Staatsstreich“. (E. P. Thal u. Co., Wien.) Die Frage, mit welchen Mitteln und nach welchen Methoden ein Staatsstreich durchgeführt wird, was seinen Erfolg sichert und wann er notwendigerweise mißlingen muß, beantwortet der Italiener Malaparte in diesem Buche. Er entwickelt die Technik gewalttätiger Umstürze bis in die kleinste Einzelheit aus dem lebendigen Material und der Geschichte. Als militärischer Beobachter und als Diplomat hatte er Gelegenheit, nahezu alle Staatsstürze der Nachkriegszeit aus unmittelbarer Nähe zu erleben und ihre Kulissengeheimnisse zu ergründen. Der bolschewistische Staatsstreich und die Taktik Trozkis, Kapp oder Mars gegen Marx, Bonaparte oder der erste moderne Staatsstreich, Primo de Rivera und Pilsudski, ein Hölzling und ein sozialistischer General, Mussolini und der faschistische Staatsstreich, ein Diktator, der es nicht wird: Hitler — das sind einige der Kapitelüberschriften des Buches, die zum Verständnis der revolutionären Bewegung der Gegenwart geschrieben wurden.

* „Langenscheidts fremdsprachige Lektüre.“ In der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg, erschien als Band 27 dieser Serie „La grande guerre 1914—1918“. Die Texte sind französischen Zeitungen und Zeitschriften, sowie der französischen Memoirenliteratur entnommen, wobei politische Momente ausgeschaltet wurden und ausschließlich darauf Bedacht genommen wurde, das zu bringen, was vom sprachlichen Standpunkt aus besonders interessant ist und keine allzu große Schwierigkeiten bedeutet. Die Übersetzung und Erläuterung blieb lediglich auf die Vokabeln beschränkt, deren Kenntnis nicht im allgemeinen vorausgesetzt werden darf. Der besonderen Aufgabe, vergessene Sprachkenntnisse aufzufrischen und vorhandene zu erweitern, kommt auch dieses Bändchen wieder aufs beste nach.

* „Die Kinderlüge.“ Von Dr. J. Prüfer. (Verlag F. G. Teubner, Leipzig.) In der in Elternkreisen nun schon wohlbekannten Sammlung „Neue Elternbücherei“ erschien soeben ein Büchlein des Leipziger Pädagogen, Oberstudiendirektor Dr. J. Prüfer, das Rat und Hilfe bei einer der schwierigsten Erziehungsfragen bietet. Der Verfasser behandelt die verschiedenen Arten der Kinderlüge (Erzählungstauschungen — Phantasieflügen — Fälschereien — Mollügen — altruistische Lügen — Verstandes- und Gewohnheitslügen — endlich pathologische Lügen, und weist darauf hin, daß es auf ethische Stellungnahme ankommt, und daß die moralische Idee der Wahrhaftigkeit bei der Behandlung der Kinderlüge führend sein muß.